

WOLFGANG POHRT

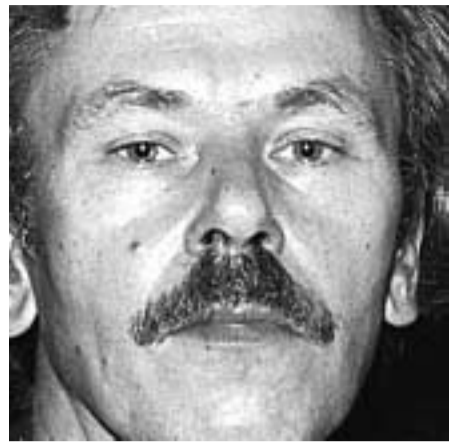


Foto Edition Tiamat

Böser Berater

Politische und publizistische Stallwärme ist der 1945 geborene Wolfgang Pohrt immer geblieben, als gelte es das Leben oder doch den im Zweifelsfall wertvolleren Verstand; wer nett zu ihm sein oder sich mit ihm schmücken wollte, mußte sich auf böse Überraschungen gefaßt machen – der gescheite und umgängliche Künstler Matthias Schaeffler zum Beispiel, der ihn 1992 für „Texte zur Kunst“ befragen wollte, bekam keine Antwort; Pohrt schrieb lediglich an die auftragsgewaltige Redaktion: „Von welchem Fach Herr Schaeffler versteht, weiß ich nicht, und das muß mich auch nicht interessieren, da ich ja nicht sein Klavierspiel bewundern, sondern seine Fragen beantworten soll. Sollte er aber Quizmaster, Interviewer oder Journalist werden wollen, hat er noch eine Menge zu lernen.“

Das wurde, laut wie es ist, selbstverständlich mit Freuden abgedruckt, allerdings wohl nicht in der Hoffnung, Pohrt damit milder zu stimmen, hatte der doch bei anderer Gelegenheit eine verdienstvolle linke Zeitschrift, die sich nach Veröffentlichung eines seiner irgendwo abgelehnten Artikel als mutige Retterin unterdrückter Pohrt-Prosa in die Brust warf, mit der Abfuhr beleidigt, sie solle sich gefälligst nicht so wichtig tun. Selbst wenn mal warme Winde sein Wort aufwärts Richtung Gottes Ohr tragen könnten, paßt er nicht ins Bild – in Sachen Marxismus zum Beispiel, der mangels anderer kohärenter linker Theorien neuerdings wieder viel bequaselt wird. Sechshundert Seiten und fünf Übersetzer brauchte Moïse Postone, um in „Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft“ (2003) seine „neue Interpretation“ der reinen Lehre vorzulegen, wonach Marx das eigentliche Weltübel nicht im Kapital, sondern im „industriellen Produktionsprozeß“ an sich erkannt haben soll (hätte Engels das geahnt, er hätte seinem Kumpel was erzählt), kaum weniger Seiten benötigte Meghnad Desai, um in „Marx's Revenge“ (2002) zu erklären, daß Marx dem Kapitalismus noch eine sehr lange Zukunft vorausgesagt habe. Und was macht, wo die Zeiten fürs Marxpflaumentum erkennbar wieder günstig sind, der ehemalige Aktivist des Frankfurter SDS Pohrt? Er läßt 1995 bei der Edition Tiamat seine „Theorie des Gebrauchswerts“ von 1975 wieder veröffentlichen, die das angeblich so orakelhafte Werk Marxens im simplen Gedanken zusammenfaßt, ein Leben, in dem die Dinge nur dazu da seien, damit Profit zu machen, verwandle notwendig alles in Dreck.

Wer so einfache und klare Sachen auf so gut verständliche Weise sagt, gerät bald in Gefahr, sich und andere zu langweilen – deswegen hieß Pohrt zwischenzeitlich immer auch mal mit Gusto daneben, etwa als er Anfang der Neunziger der bösen Hoffnung Ausdruck gab, Israel möge sich, falls von Saddam angegriffen, mit Kernwaffen verteidigen. Eben hat Pohrt ein neues, wie immer anstößig deutlich argumentierendes Buch namens „FAQ“ veröffentlicht und betreibt, da gelernter Sozialwissenschaftler, ansonsten eine nagelneue Ich-AG zur statistischen Unternehmensberatung (www.pohrt.com). Die weiteren Aussagen waren ihm schon 1990 klar: „Mit steigender durchschnittlicher Lebenserwartung werden die Nachruhe immer vorzeitiger publiziert, und während die Welt zugrunde geht, spielen die Nobodies vornehme Gesellschaft.“

DIETMAR DATH

Nachruf auf meine Lehrstube

Nach siebzig Jahren geht es mit dem New Yorker „Aufbau“ zu Ende / Von Andreas Rosenfelder

Unter den Praktikanten der deutsch-jüdischen Zeitschrift „Aufbau“ in New York gab es im Jahrhundertssommer 1997, als auch ich drei Monate bei der Zeitung verbrachte, ein charakteristisches Spiel. Als Schwarzer Peter diente dabei eine unschuldige Werbeanzeige, welche den Weg der einstigen Emigrantenzugung vermutlich seit ihrer Gründung im Jahr 1934 begleitete. Unter der Überschrift „Lassen Sie uns Ihre Schuhprobleme lösen“ warb dieser kleine Kasten für „Joseph's absolut passende Schuhe, gegr. 1921“. Neben der Abbildung eines nackten Fußes samt Knochenbau prangte der Stempel: „Orthopädische Vorschriften werden strikt in unserem Geschäft befolgt; Ihr Doktor weiß es!“ Nun bestand das erwähnte Spiel darin, die Anzeige – in ihrem von einem versunkenen Zeitalter kündenden Tonfall befremdlich und anrührend zugleich – beim damals noch mit Prittsstift und Schere besorgten Klebesatz im Artikel eines Praktikanten unterzubringen, und zwar möglichst in der Mitte. Heute, wo das endgültige Ende des „Aufbau“ unabwendbar scheint (F.A.Z. vom 14. April), wirkt die seltsame Graphik wie ein Sinnbild für etwas doppelt Vergangenes.

Die dicht beim Central Park am Broadway gelegene Redaktion des „Aufbau“, deren museumsreife Aura mit den uralten Schreibmaschinen, den turmhohen Papierstapeln und den von den Wänden blickenden Porträts von Albert Einstein, Franklin D. Roosevelt und Thomas Mann in zahlreichen nostalgischen Reportagen ausgeschmückt wurde, war eine einmalige Lehrstube – auch wenn das von ihrem letzten Übervater mit jüdischem Hintergrund, dem 1994 verstorbenen Chefredakteur Henry Marx, hinterlassene Vakuum noch 1997 in einer gewissen Ratlosigkeit über Profil, Orientierung und Zukunft des Traditionsblatts zu spüren war.

Wer 1997 als Praktikant zum „Aufbau“ kam, fand ein lebenswürdiges Chaos mit erstaunlichen Freiräumen vor, wie es auch für andere publizistische Inseln wie die auslandsdeutschen Zeitungen in Estland, Budapest oder São Paulo typisch ist. Die auf einem neuen Büro ruhende Brücke nach Berlin, mit welcher der 1998 zur Redaktion gestoßene heutige Chefredakteur Andreas Mink ein Publikum jenseits der mitgealterten Stammlerschaft anspricht, war noch nicht geschlagen. Statt dessen widmete sich das im luftleeren Raum schwebende Blatt dem Gedächtnis der eigenen Ursprünge und zeichnete die Erinnerungsspuren der Emigration in immer neuen Aufarbeitungen nach – sei es die Alpenüberquerung der jüdischen „displaced persons“ über die Krimmler Tauern im Sommer 1947, sei es die Rolle des Generalkonsulats der Republik Österreich in Shanghai für die Exilanten in Fernost.

Auch in der Beobachtung der deutschen Gegenwart überlagert damals noch die Beschworung von Szenarien der ewigen Wiederkehr, abgeleitet aus dem Erstarren des Rechtsextremismus zu Beginn der neunziger Jahre. Die umstrittene Dauerserie „Deutschland, eisig Vaterland“ des Baden-Badener Publizisten Michael Loeckle, die auch bei der Leserschaft für Empörung sorgte, klabauerte aus dem Zitatenschatz der nationalen Charaktere die Zutaten zum Gruselgemälde eines unheilbaren Tätervolks zusammen. Von der Überheblichkeit einer solchen Haltung, die zu nicht nur in der Wiedergutmachungsdebatte der Nachkriegszeit bewährten Vermittlerrolle des „Aufbau“ schlecht paßte, zeugte Loeckles barsche Abfuhr an einen kritischen Leserbriefschreiber: „Deutschland, eisig Vaterland ist ein auf empirischen Daten basierendes Psychoogramm der Deutschen, das jeder Zeitgenosse mit einigermaßen intaktem Apperzeptionsvermögen im gegenwärtigen Deutschland verifizieren kann.“

Natürlich bot das Kulturleben einer Stadt, die zwei Millionen jüdische Einwohner zählte, stets genug frischen Stoff, um eine Fixierung auf die nie vergehende Ver-

gangenheit von Verfolgung und Vertreibung zu vermeiden. In den Archiven der Zeitung, welche die langen Stahlgale in den Redaktionsfluren füllten, war die sagenhafte Mischkalkulation aus Intellekt und Boulevard, die den „Aufbau“ in seinen besten Zeiten unter Chefredakteur Manfred George – die ironischerweise mit den schlimmsten Jahren des Jahrhunderts zusammenfallen – zu einem Medium reiner Gegenwart machte, noch mit staubigen Fingerkuppen zu greifen.

Auf jener Seite vom 10. April 1942, auf der Heinrich Mann, Lion Feuchtwanger und Bertolt Brecht ihren „Aufruf an die Deutschen“ veröffentlichten – „Die Wahrheit ist, daß ihr den Ländern Europas, die ihr für erobert haltet, verhaßt seid. So sehr gehäßt, ist man kein Sieger“ –, steht zum Beispiel eine neusachliche Großanzeige für Dudley's Herrenartikel mit dem Comichild zweier tratschender Krankenschwestern: „Ist dir eigentlich aufgefallen, wie elegant unsere Doktoren jetzt angezogen sind?“ – „Ja – sie haben Dudley's entdeckt – dort kaufen sie zwei Anzüge zum Preis von einem.“ Daneben berichtet eine Meldung von „Neuen Deportationen aus dem Reich“ und erläutert unter Berufung

Vielleicht war allein der „Aufbau“ in der Lage, die Schrecken des Jahrhunderts ohne Illusionen in den Blick zu nehmen und gleichwohl *sophisticated* zu bleiben. Kein Wunder, daß ein Ernst Lubitsch – unerreichter Meister in der Gratwanderung zwischen romantischen Komödien und ideologischen Katastrophen – in der Ausgabe vom 15. November 1939 eine Huldigung an seine Schauspielerin Greta Garbo veröffentlicht, die gerade die sowjetische Agentin Ninotchka spielte. Bereits in der ersten Nummer vom 1. Dezember 1934, zum zehnten Jubiläum des „German-Jewish Club“ in New York erschienen, findet sich in der Rubrik „Was wäre ...“ die Frage: „Was wäre, wenn es weder Juden noch Deutsche gäbe?“ Die sarkastische Antwort: „Dann wären der Welt die Segnungen eines Julius Streicher und eines Jakob Pfefferkorn verlorengegangen.“ Im Anschluß wird der Leser noch aufgefordert, sich auszumalen, wie George Bernard Shaw, Joseph Goebbels, Benito Mussolini oder „Ihre Wirtin“ die nämliche Frage wohl beantwortet hätten.

Man merkt dem „Aufbau“ schon in seinen frühen Nummern an, daß eine Festlegung auf ein bestimmtes Bild vom Juden-

kommen will, lernt man Amerikaner kennen. In den „richtigen Kreisen“ sind wahrscheinlich die sagenhaft wohlhabenden, edelmütigen und einflußreichen Leute, die den armen Refugee protegierten, und eins, zwei, drei ist er „gemacht“: „Auch Orientierungshilfen wie „Dein Dollar“, wo Hinweise zum Kauf von Unterhosen und elektrischen Toastern gegeben werden, verweisen auf die Materialität des im „Aufbau“ dargestellten Ideenaustauschs.

Mit einem altmodischen Begriff könnte man vom Sitz im Leben sprechen, den selbst die hochintellektuellen Beiträge noch verhandeln. So kommentiert Hannah Arendt am 10. April 1942 unter dem vielsagenden Titel „Papier und Wirklichkeit“ die fruchtlosen Pläne zu einer jüdischen Armee, um im Namen der Praxis die gelehrten Aktivitäten des „American Jewish Congress“ anzugreifen: „Sie vergaßen vor lauter Richtigkeiten, was Wahrheit ist.“ Auch Ludwig Marcuses atemberaubender „Abschied von Joseph Roth“ vom 15. Juni 1939 löst das unstete Nomadendasein des an seiner Alkoholsucht gestorbenen Dichters – „ein Jude auf der Wanderschaft“ – im ortlosen Schauplatz eines Pariser Bistros auf: „Roth war schon



Siebenundzwanzig Jahre Arbeit am „Aufbau“ verkörpert Lisa Schwarz, die Empfangsdame der Zeitung.

Foto Mary Altaffer

auf die schwedische Presse lakonisch: „Trotzdem sämtliche verfügbaren Eisenbahnzüge für die Frühjahrsreise eingesetzt werden sollen, gibt es immer noch genügend Viehwagen und Lokomotiven, um die Massenaustreibungen durchzuführen.“

Man mag dieses Durcheinander der entsetzlichen Gerüchte aus Europa und des heiteren Klatschmotivs aus der Werbung für einen zynischen Zufall des Anzeigenwesens halten. Doch die Kollision versinnbildlicht durchaus die redaktionelle Doppelstrategie der frühen Jahrgänge. Gerade in der Gerüchteküche von „Wie wir hören ...“ finden sich die schärfsten Streiflichter auf das Dasein im Exil: „Aus London wird gemeldet“, heißt es am 1. September 1939, „daß Sigmund Freuds Gesundheitszustand ein außerordentlich schlechter ist. Freud ist 83 Jahre alt.“ Dieselbe Sparte berichtet auch von einem Freilicht-Konzert der ausgewanderten Altistin Thea Silton alias Thea Stuckenschmidt in Miami Beach.

Um nie sein Weg war: „Unsere Richtung sind weltmännische Bindung und Bildung“, verkünden die Herausgeber zum Geleit. Noch Henry Marx hielt bis zuletzt an diesem kosmopolitischen Anspruch fest, als er der „Anpassung an jüdische Kreise in den USA, Israel oder der Bundesrepublik“ eine Absage erteilte. Auch war ein jüdischer Hintergrund weder bei Mitarbeitern noch bei Praktikanten je Voraussetzung (in deren Galerie gehört übrigens neben dem Journalisten Henryk M. Broder auch die Schriftstellerin Judith Hermann).

Der Reichtum an Themen und Stimmen, welcher den historischen „Aufbau“ ausmachte, war freilich eng an das soziokulturelle Milieu gebunden, das seine Grundlage wie seinen Gegenstand bildete. Artikel wie Lessie Sachs-Wagners im lockeren Tonfall gehaltener Ratgeber „Wie lernt man Amerikaner kennen?“ stehen für diese Einbettung in den Alltag: „Wenn man sich von dem Gedanken befreit, daß man in ‚die richtigen Kreise‘

wieder in einem kleinen Ozean, dessen Farbe noch giftiger war, untergegangen. Von dem blonden Schnurrbart, den er sich im letzten Jahrzehnt in einer Dichteraune zugelegt hatte, tropfte es grünelich herab, als wäre der Mann bereits ertrunken.“

Gleich am Ende des Nachrufs auf den „heiligen Trinker“, und zwar nachdem dessen letzte Worte überliefert wurden, die dem vorangegangenen Selbstmord des emigrierten Dichters Ernst Toller galten – „Wie dumm vom Toller, sich jetzt aufzuhängen, wo es mit unseren Feinden zu Ende geht!“ –, steht übrigens, wie sollte es anders sein, eine Anzeige. Sie wirbt, ausge-rechnet, möchte man sagen, für „J. Goldberg, Weine und Liköre“, ein Geschäft am Broadway: „Niedrigste Preise, schnellste Lieferung!“ Blättere ich heute meine aus dem Praktikum im Sommer 1997 stammenden Artikel noch einmal durch, kommt mir die in mancher Filmkritik gelandete Schuhwerbung von „Joseph“ wie ein vergilbtes Ehrenzeichen vor.



IN DER BURGKAPELLE ZIESAR SIEHT MAN VOM DIESSEITS INS JENSEITS

Die Burg Ziesar im westlichen Brandenburg wird irgendwann einmal so aussehen, als wäre die Vergangenheit wieder Gegenwart – wenn auch schicker als früher. 2006 soll die imposante Anlage aus Feld- und Backsteinen restauriert sein. Aber schon vom nächsten Jahr an soll es hier ein Museum für brandenburgische Kirchen- und Kulturgeschichte des Mittelalters geben. Zur Burg gehören die vollständig ausgemalte Kapelle, der Bergfried, der als Aufsatz seit der Renaissance die „Bischofsmütze“ trägt, der Palas als ehemals bischöflicher Wohnraum und das Torhaus. Derzeit ist das DDR-Erbe aus unzweckmäßiger Nutzung schon zum großen Teil beseitigt, die Restaurierung aber noch längst nicht abgeschlossen. Die Rückfront der Burganlage ist kurios: eine gotische Wand aus Feldsteinen mit Fensterlaibungen aus den fünfziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts und Plastikscheiben. In dem Gebäude sitzen die Stadtverwaltung und die Touristeninformation. Auf dem Innenhof aber ist schon jetzt wieder zu erleben, welch exklusiver Ort die Burg Ziesar einst gewesen sein muß. Von 1327 bis 1560 nahmen Brandenburgs Bischöfe hier Wohnung. Die Bedeutung des Ortes ist zu erkennen an den Malereien in der Kapelle, der großen leuchtenden Madonna im Strahlenkranz, dem Christusmonogramm und dem Fischblasendekor überall, durch welches scheinbar das Himmelblau scheint. Es ist, als würden sich die steinernen Gewölbe in einer seltsamen, vermutlich seinerzeit als paradiesisch empfundenen Pflanzenwelt auflösen. Das alles stammt aus der Zeit um 1500, wurde allerdings Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ergänzt – nach dem damaligen Verständnis von Denkmalpflege. Ursprünglich stand in Ziesar eine slawische Burg. Das Mauerwerk stammt zum Teil aus dem frühen dreizehnten, die Kapelle aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Deren festliche Ausmalung setzte sich bis in den Palas hinein fort. Beide Räume sind durch einen Gang verbunden: Der Bischof konnte bequem aus seinen Privaträumen auf die Empore gelangen, dem Gottesdienst folgen und dabei, wie es Burgkurator Clemens Bergstedt so schön sagt, „vom Diesseits ins Jenseits“ schauen. Nach der Reformation war es mit der Herrlichkeit vorbei. Die Calvinisten tünchten die Wände weiß. Später diente die Kirche als Stall, Speicher und Schuppen. 1953 wurde die Kapelle zur katholischen Kirche. Das ist sie noch heute. Die Anlage ist so ungewöhnlich und im norddeutschen Kulturraum so einzigartig, daß sich für deren Restaurierung viele Partner zusammenfanden. Dazu gehören der Bund, das Land Brandenburg und die Europäische Union, aber auch der Landkreis Potsdam-Mittelmark und die zwar tausend-jährige, aber kleine Stadt Ziesar, die sich von ihrer Burg natürlich viel verspricht. Mehr als fünf Millionen Euro stehen für die Restaurierung zur Verfügung. Allein die Wiederherstellung der Kapelle kostet mehr als eine halbe Million Euro. Ebenfalls eine halbe Million Euro kommen für die Dauerausstellung im Museum hinzu. Die Abteilung für Mittelalterforschung der Universität Potsdam ist beim Aufbau des Museums einbezogen, die Fachhochschule Potsdam soll die Ausstellung gestalten. Der Bergfried von Ziesar ist sogar von der Autobahn zwischen Berlin und Magdeburg aus zu sehen. Demnächst kann man ihn noch weniger verfehlen. Ein Schild an der Autobahn soll auf die Burganlage hinweisen.

FRANK PERGANDE

